

Herr von Goshler als Förderer von Kunst und Wissenschaft.

Von künstlerischer Seite wird uns geschrieben: Zu einem Feuilleton-Artikel des Montagblattes einer kleinen Zeitung, überschrieben „Gnada von Goshler als Förderer von Kunst und Wissenschaft“, der Versuch unternommen, die Verdienste des angeführten Cultusministers um Kunst und Wissenschaft nicht nur zu skizzieren, sondern sogar den Beweis zu führen, daß er auf diesen Gebieten während seiner zehnjährigen Amtsführung ein Hemmschuh gewesen sei und in beiden Beziehungen, so oft er sich in staatlichen Intereffen als Cultusminister eingemischt habe, nicht förderlich, sondern hinderlich gewesen sei. Der erwähnte Artikel gelangt zu diesem Ergebnisse an der Hand einer Reihe von eigenhändigen, den staatlichen Behörden direkt widerstrebenden Mittheilungen in Verbindung mit verschiedenen feststehenden Thatsachen. Es ist wenig selten der Versuch gemacht worden, die Verdienste eines scheidenden Ministers nach dem Urtheile aller zuständigen und unterrichteten Kreise von großen und schönen Erfolgen begleitet gewesen ist, nach seinem Austritt zu zerpflücken, selten hat sich aber auch ein solcher Versuch in sich selbst so vollkommen gelöst, wie hoffen es nicht — Herrn von Goshler, der bei seinem Abschiede noch betonte, daß er wenigstens in seinem Leben keinen Feind habe, zu Gesicht kommen sollte, so würde der frühere Minister gewiß mittelbar lächeln in dem berechtigten Selbstbewußtsein, daß über seine Thätigkeit zur Förderung von Kunst und Wissenschaft an anderer Stelle vor einem zuständigen Kreise nicht gesprochen werden wird, es werden ihn aber auch eigene Gedanken überkommen über die Unbillbarkeit, mit der sein Heißes hingeworfenes Verdict gabelt, von einer Seite gelobt wird, die von anderer Seite als unbillig gegen ihn erfaßt sein sollte für sein objectives, unparteiisches, wohlwollendes und niemals von politischen Gründen, bezw. von Parteistellungen beeinflusstes Verhalten gegenüber allen Vertretern von Kunst und Wissenschaft, mit denen sein Amt ihn in Berührung gebracht hat.

Der Verfasser des in Rede stehenden Artikels knüpft vornehmlich daran an, daß die Presse Herrn v. Goshler nach seinem Abgange vielfach als einen mächtigen Förderer von Kunst und Wissenschaft hingestellt hat, und verleiht sich demgegenüber zunächst zu der unwiderstehlichen Behauptung, daß ein Preussischer Cultusminister als Cultusminister zu einer directen mächtigen Förderung von Kunst und Wissenschaft amtlich gar nicht befähigt ist, und als Mensch schwer dazu im Stande sein dürfte. Es gäbe aber auch eine indirecte Förderung, fährt der Verfasser fort, zu welcher ein Preussischer Cultusminister im höchsten Maße die Fähigkeit habe und in welcher Beziehung Herr von Goshler das Lob seiner Partei eingekauft habe. Unter dieser indirecten Förderung versteht der Verfasser die Pflicht des Cultusministers: den Boden zum Empfang der Keime von Kunst und Wissenschaft vorzubereiten, eine Aufgabe, die durch Herrn von Goshler scharf erfüllt sei, da er alles gethan habe, diesen Boden, d. h. die kommende Generation zu fertigmachen. Herr v. Goshler habe die Schule culturhistorisch verordnet, er habe die Volksschule dem Clerus und die höhere Schule dem altphilologischen Philologen auszuliefern geordnet, während er mit Kunst und Wissenschaft dilettantisch geliebelt, mit Eifer ihre Basis abgebrochen. Wir geben diese Ausführungen theilweise wieder, um unseren Lesern eine eigene Anschauung darüber zu verschaffen, in welcher Weise und mit welchen Waffen man die unerschrittenen Verdienste eines Mannes von einer gewissen Seite in den Stand zu ziehen sucht.

Was die sogenannte directe Förderung von Kunst und Wissenschaft anlangt, so sind die Betrachtungen des Artikels von so ermüdender Weiterschweifigkeit und so ohne allgemeines Interesse, daß wir uns bei ihrer Curiosität darauf beschränken, einige Stellen herauszuheben. So wird von dem Verfasser gesagt, Herr von Goshler habe die Entwicklung der Universitäten nur insofern begünstigt, als er sie nicht aufgehalten habe, er habe einige neue Lehrstühle bewilligt, deren Nothwendigkeit ihm nahe gelegt worden sei und für die er die Mittel im Etat vorgefunden habe. Wie durch manche andere gewagte Behauptungen, so offenbart sich namentlich hier die völlige Unkenntlichkeit des Verfassers mit den einschlägigen Verhältnissen. Abgesehen davon, daß ein städtischer Etat auf den Cultusetat zur Ueberzeugung aus dem größten Zweifels darthut, wie sich die Universitäten unter Herrn von Goshler entwickelt haben, welche eine lange Reihe von wichtigen Instituten und Einrichtungen bei denselben unter ihm ins Leben getreten ist, dürfte namentlich die Behauptung nach sein, daß der Minister nur einige neue Lehrstühle bewilligt habe, für die er die Mittel auf dem Etat vorgefunden habe. Danach hätte sich in dieser Beziehung seine Thätigkeit lediglich auf eine formale Ausfüllung des Etats beschränkt. Dem Verfasser ist es augenscheinlich unbekannt, daß die Anregungen zu neuen Schöpfungen auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft ohne Ausnahme von

dem Cultusminister ausgehen, daß eine Reihe seiner Pläne bereits in der Finanzinsanz aus allgemeinen finanziellen Hindernissen scheitert bezw. in der Ausführung hinderlich ausgezögert wird und daß alle neuen Vorschläge, die mittels des Etats an die Parlamente gelangen, bereits vorher zwischen Cultusminister und Finanzminister auf die Initiative des ersteren erörtert und erwogen worden sind und in diesem Stadium zum Theil schon eine lange Vorgeschichte haben. Eine solche zehnjährige, von glänzenden Erfolgen gekrönte Wirksamkeit wird lediglich eine negative Tugend, ein Nichtanstalten der muthwilligen Entwicklung genannt. Doch genug! Wir wollen nur noch erwähnen, daß der Verfasser meint, Herr von Goshler habe die Kunst nicht gefördert, er habe sich als geistloser Mann für nur freundlich gegenübergestellt. Aber diese freundliche Gesinnung sei durchaus die eines Dilettanten gewesen und habe, wo sie über den Platonismus hinausging, nicht gefördert, sondern geschadet. Selbst sein Koscietren mit der Literatur habe man als die Schuld eines großen, wenn auch etwas unverständlich gemüthlichen Herrn mit großem Wohlgefallen entgegengenommen.

Man fragt sich erlaubt, welche Anforderungen der Verfasser des Artikels an einen Preussischen Cultusminister denn eigentlich stellen zu sollen glaubt. Aus dem uns fast wider Willen in die Feder gelaufenen Excerpten aus den wunderbaren Ausführungen und aus anderen weitaufgehenden Stellen derselben möchte man fast annehmen, daß der Verfasser einen Cultusminister verlangt, der Kunst und Wissenschaft dadurch fördert, daß er selbst als Maler, als Bildhauer, als Dichter, als wissenschaftlicher Lehrer u. s. w. Vorbildliches leistet. Die eigenhändigen Mittheilungen auf den Dilettantismus des Herrn von Goshler wenigstens erwecken die Ueberraschung. Es scheint nach den Forderungen des Verfassers unzulänglich und nicht aus dem uns fast wider Willen in die Feder gelaufenen Excerpten aus den wunderbaren Ausführungen und aus anderen weitaufgehenden Stellen derselben möchte man fast annehmen, daß der Verfasser einen Cultusminister verlangt, der Kunst und Wissenschaft dadurch fördert, daß er selbst als Maler, als Bildhauer, als Dichter, als wissenschaftlicher Lehrer u. s. w. Vorbildliches leistet. Die eigenhändigen Mittheilungen auf den Dilettantismus des Herrn von Goshler wenigstens erwecken die Ueberraschung. Es scheint nach den Forderungen des Verfassers unzulänglich und nicht aus dem uns fast wider Willen in die Feder gelaufenen Excerpten aus den wunderbaren Ausführungen und aus anderen weitaufgehenden Stellen derselben möchte man fast annehmen, daß der Verfasser einen Cultusminister verlangt, der Kunst und Wissenschaft dadurch fördert, daß er selbst als Maler, als Bildhauer, als Dichter, als wissenschaftlicher Lehrer u. s. w. Vorbildliches leistet. Die eigenhändigen Mittheilungen auf den Dilettantismus des Herrn von Goshler wenigstens erwecken die Ueberraschung.

Doch wie schmerzhaft dem Beobachterswerthen Verfall, den ein großer Mann zu verkörpern, in der sicheren Verzweiflung, daß derselbe das Gegenheil der beabsichtigten Wirkung bei den Lesern erreichen wird, und daß sich bei jedem Ungünstigen bezw. bei jedem wahrhaft Gebildeten das Gefühl der Anerkennung für den geschiedenen Cultusminister und das Bedauern darüber erneuert wird, daß eine Verlesung von Verhältnissen den Abgang dieses hochbedeutenden Mannes herbeigeführt hat.

Locales.

E. S. Bereits am Sonntag haben wir erwähnt, daß eine der neuen, bisher unbekanntesten Straßen Berlins laut Bestimmung des Königs den Namen Anker-Strasse erhalten hat, nach dem mit der Brandenburgischen Geschichte eng verknüpften, f. Z. als Meister der Kriegskunst hochgeschätzten Grafen Rodus zu Lynar. Im Jahre 1525 im Toscanischen geboren, entstammte Graf Rodus, wie er sich selbst zu unterzeichnen pflegte, dem eben florentinischen Geschlechte der Guerin, und seinen Namen führte er nach dem seiner Familie gehörigen Schlosse Lynar bei Florenz. Im jungen Jahren trat er in französische Kriegsdienste, die er jedoch, nachdem er sich 1560 zur protestantischen Lehre bekannt, aufgab. Er ging nach Deutschland, fand zunächst Stellung beim Pfalzgrafen Kasimir, wurde dann 1570 Ober- Artilleriemeister des Kurfürsten von Sachsen und folgte 1578 dem Rufe des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, unter dem er die Würden des Geheimraths und obersten Artillerie-, Munitions-, Zeug- und Baumeisters erhielt. Zugleich unterlag seiner Aufsicht das Salzwasser, das Salpeterminen und der Vertrieb der Pulverbrenner-Kellberge. In Spandau setzte er die erste Pulverwerke an, verbesserte und erneuerte die Feuerwerkswerke in der ganzen Mark, zeigte sich neben dieser militärischen Thätigkeit aber auch der bürgerlichen Industrie förderlich. Am 22. December 1596 starb er zu Spandau, wo er gemeint seinen Wohnsitz hatte, und mehrere Stiftungen in dieser Stadt hatten sein Gedächtnis fest. Unter Anderem besaßte er die ehrendürftige Nicolaiskirche mit einem reich geschnittenen Altar, der den Grafen nebst seiner ganzen Familie darstellte, und unter diesem Altar wurde das Lynarische Erbgrabmal angelegt. In die letzten hohen Alter waltete, fiel ein merkwürdiges Ereignis, das dem wackeren Herrn viel Verdruß bereitete, nämlich eines Tages begann in der Nachbarschaft der kurfürstlichen Residenz plötzlich der Teufel anzugehen, nicht bloß fremde Seelen zu erschrecken, sondern auch tief in seine böhlichen Bande zu verwickeln. Man erzählte, der Teufel habe Geld, Nadeln, Knöpfe, Messer, Ringe und Bänder auf der Straße ausgestreut, und wer von diesen Dingen etwas aufgehoben, der war alsbald vom Teufel be-

fallen. Auch habe Satanas sich Abends in mancherlei Gestalt sehen lassen und die tofften Köpfe getrieben, so daß sich nach Dunkelwerden Niemand mehr auf die Gasse wagt. Am 15. September 1594 wurden die ersten Spuren dieses teuflischen Unwezens bemerkt, und die unglücklichen „Besessenen“ sagten aus, es sei ihnen gewesen, als habe sie ein kalter Wind angehaucht, der sich in ihrem Innern wie eine Schlange drehte, bis er ans Herz kam, von welchem Moment an sie die Sinne verloren hätten. Diejenigen, die am meisten vom Satan gequält wurden, waren der Putzmaiergehilfe Gabriel Krummer, der Buchschneider Andreas Reiche und die Dienstmagd Katharina Richter, außerdem aber noch 30 andere Personen, Männer wie Frauen, Knaben und junge Mädchen. Den Frauen erschienen außer dem Teufel auch Engel, welche ihnen befohlen, nach Magister Albertus Galenus zu gehen und ihn zu bitten, daß er doch von der Kanzel herab die Fußstübe zur Ruhe und zum Ablassen von der Hössterei und Kleiderpracht mahne. Schließliche erschien der Engel Gabriel auch seinem Namensvetter, dem genannten Putzmaier Gabriel Krummer und ließ ihn, vom Turm der Nicolaiskirche die Sturmglode zu läuten und in seinen Räumchen zur Ruhe anzuregen. Am dem Tanten wurde der Putzmaier der Obrigkeit glücklich berichtet, aber mit seinem Besessenen brachte er die ganze Stadt in Aufruhr, und viele Stunden lang glaubten nicht wenige ängstliche Gemüther, noch längeren Tages werde das göttliche Strafgericht über die sündige Stadt kommen. Zur Verleugung des Uebels führte man, da andere Mittel nicht verfangen wollten, die Besessenen täglich in die Kirchen und hielt dalest mit ihnen Besindeln, während welcher Zeit zur Veranschaulichung des Bösen die Klagen gelaufen wurden. Graf Lynar veranlaßte zu gleichen Zwecke in seinem eigenen Hause Besessene, und in seinen Räumchen richtete er so- gar an den Kurfürsten Joachim Friedrich ein Schreiben, in welchem er bat, der König wolle doch bei seinem Vater sich dafür verwenden, daß die Geistlichen von Berlin, Köln, Metz und Neubrandenburg an einem bestimmten Sonntag in Spandau erscheinen möchten: „wie der Boese feindt seinen muetswillen und Truwanen auch die Armen Leute selbst, mit ansehnen undt ihren rath undt Meinung, wie es ferner mit dieser sachen anzugreifen, mittheilen sollem.“ Der Brief, vom 29. November 1594 datirt und unterzeichnet „Joach Straß zu Lynar“, berichtet des Weiteren, daß sieben der Besessenen bereits glückselig seien, der Teufel in den übrigen aber um so härtere Kämpfe überhand leiste. Die Bitte des Grafen wurde gewährt, wenn auch nicht ganz nach seinem Vorhabe. Auf Befehl des Kurfürsten nämlich kamen in Spandau die vornehmsten Theologen von Berlin und Frankfurt anwesend, hielten eingehende Untersuchungen und Beratungen, deren Ergebnisse darauf hinausging, daß hier in der That „eine Art einer wahren teuflischen Besetzung“ vorliege. Die gelehrten Herren gaben auch ein weitläufiges „Theologisch Bedenken“ heraus, das leider einen schlimmen Cardinalfehler hatte: es sollte nämlich durchaus an Kränken, wie man denn mit wirksamem Mittel als bisher dem Uebel zu Leibe gelaufen wäre. Zum Glück hatten sich inzwischen die Pfaffen des bösen Feindes erschöpft, d. h. die hysterischen Erscheinungen schwanden von selbst, nachdem sie an Reiz der Krankheit eingebüßt hatten. Der Esprit hatte jedoch drei volle Monate gehauert, vom 15. September bis 17. December 1594. — Das Geschlecht der Grafen von Lynar blüht beinahe noch heute in der Mark. Das gegenwärtige Haupt der Familie ist Graf Maximilian, Würger der freien Landesherrenschaft Brandenburg, und sein ältester Sohn, Premierlieutenant im Garde-Dragonerregiment, commandirt zur Deutschen Ostasie in Madrit, führt nach dem berühmten Ahnherren den Vornamen Rodus.

— Zu der Flora zu Charlottenburg ist gestern Vormittag 11 Uhr die große Hyacinthen-Ausstellung der Blumenzweibeizler Berlin eröffnet worden. Sie giebt ein reizvolles Bild von der so hoch entwickelten Hyacinthen-Cultur, die im Osten der Reichshauptstadt nun schon seit länger als einem Jahrhundert gepflegt wird. Französische Emigranten, besonders Bonadee und Maistre, begründeten hier diesen Zweig des Gartenbaus, und schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die Zwiebel in Massen gezeuht. Das Hochwasser von 1830 fagte den Gärten großen Schaden zu, und nur langsam nahm die Hyacinthensucht dann wieder ihren Aufschwung. Ausstellungen im freien veranfaßten die Ausbreitung der dreizähligen und Anfang der vierziger Jahre August Moewes, August Moewes und G. Fuch; alte Berliner werden sich erinnern, daß damals wahre Wälder von Hyacinthen nach den Gärten der Reichshauptstadt zogen. Die letzte Special-Hyacinthen-Ausstellung war im Jahre 1845 bei Kroll abgehalten. Auch und Verdracht der Hyacinthensucht lief am Ort, einschließliche des Verandes, befreit sich auf Millionen. Ein einziger Pflücker allein, Herr Louis Feibel, legt jährlich etwa 50 000 Zwiebeln ein. Ist die Berliner Zwiebel auch unmaßgeblich als die Holländische, so werden doch ihre Blumen stärker, und da bei ihr die Pflanze sich auch 14 Tage früher entwickelt, ihre Behandlung also für den Züchter leichter ist, so muß dieser, die den Vorzug vor der älteren Holländischen Zwiebel geben. Die Anwesenheit der gegenwärtigen Ausstellung gab Herr Bitterhoff und Herr W. Franke von der